

Alexander Honold/Rolf Parr

Lesen – literatur-, kultur- und medienwissenschaftlich

1 Dimensionen der kommunikativen Praxis ,Lesen‘

Je selbstverständlicher eine Tätigkeit in die Abläufe des Alltags und auch der wissenschaftlichen Praxis eingebettet ist, desto weniger tendiert sie dazu, als Erkenntnisobjekt eigener Art in den Blick zu treten. Dies gilt auch (oder sogar insbesondere) für diejenige perzeptive und kognitive Verarbeitung von meist schriftbasierten, enkodierten Zeichen, die wir ‚Lesen‘ nennen.

Lesen ist eine der Basiskompetenzen kultureller Orientierung und Verständigung. Die Bandbreite der Funktionen des Lesens reicht von den sehr spezifischen Anforderungen an die Rezipienten literarischer Kommunikation (Leserin und Leser im literarischen Prozess) über die alphabetisierungs- und sozialisationsbedingten Fähigkeiten zur Entschlüsselung sprachlichen Zeichenmaterials (lesen können) bis hin zu einem allgemeinen Wahrnehmungssensorium (*awareness*) für die Regelmäßigkeit von Texturen, das sich sowohl auf menschliche Artefakte wie auch auf die natürliche Emergenz von Mustern und Gestaltformen beziehen kann. Auf diesen drei zu unterscheidenden Ebenen fungiert Lesen als ein Modus der intellektuellen Weltaneignung mit je unterschiedlichem Erkenntnisobjekt:

Gegenstand des literarischen Lesens ist der *Text* (bzw. das *Werk*), Medium des Entschlüsselungsvorganges ist die *Schrift*, Voraussetzung eines zustande kommenden Wahrnehmungsaktes überhaupt ist zunächst die *Textur* der jeweiligen materiellen Träger. Alle drei Dimensionen des Lesens werden mit dem vorliegenden Handbuch in systematischer Weise aufgegriffen. Ausgegangen wird dabei von der doppelten Prämisse, dass Wahrnehmung, Entschlüsselung und Aneignung aufeinander aufbauende Phasen bzw. Schichten des Lektürevorgangs darstellen und dass die sukzessive gewonnenen ästhetischen Elaborate Textur, Schrift und Text jeweils als metafunktionale Thematisierungen der ihnen vorausgehenden und deshalb von ihnen implizierten Erkenntnisstufen zu betrachten sind.

Wie andere Grundthemen der Literaturwissenschaft verbinden sich im Phänomenbereich des Lesens zudem eine geschichtliche und eine sachsystematische Dimension, deren Kombination in je ganz unterschiedlicher Art und Weise auch in schon vorliegenden Handbüchern und Geschichten des Lesens anzutreffen ist. So weist Alberto Manguels *Eine Geschichte des Lesens* (2012 [1996]) bei weitgehend chronologischer Darstellung eine der Tendenz nach eher sachsystema-

tische Gliederung auf; das von Bodo Franzmann u. a. im Auftrag der Stiftung Lesen und der Deutschen Literaturkonferenz herausgegebene *Handbuch Lesen* (1999) beginnt mit einem von Erich Schön verfassten geschichtlichen Teil, um dann sachsystematisch weiter zu gliedern; das *Handbook of Reading Research* (2002), herausgegeben von P. David Pearson, beginnt jeden seiner Teile mit einem historischen Abriss, um dann ebenfalls zu Einzelthemen in theoretisch-systematischer Sicht überzugehen; und selbst eine so dezidiert theoretisch ausgerichtete Studie wie die von Marcus Willand über *Lesermodelle und Lesertheorien* (2014) trägt den Untertitel *Historische und systematische Perspektiven*. Dieser offensichtlich nötigen Verschränkung von historischer und sachsystematischer Ebene sucht das vorliegende Handbuch sowohl durch die in den systematisch aufgebauten Beiträgen jeweils eingearbeiteten chronologischen Linien wie auch durch einen vorgeschalteten, umfangreichen Abriss zur Geschichte des Lesens von den Anfängen bis in die Gegenwart Rechnung zu tragen; neben die Reihung von Geschichte und Systematik tritt somit der Versuch ihrer Zusammenführung.

Hinzu kommt bei einem Thema wie dem des Lesens, dass eine objektive Behandlung des Gegenstandes nicht ohne die mitlaufende Reflexion des eigenen tagtäglichen Leseverhaltens und die zumindest in Ansätzen vollzogene Aufarbeitung der durchlaufenen Lesesozialisation gelingen kann, greift doch ein tiefgehendes Verständnis der beim Lesen involvierten kognitiven, mentalen, physikalischen und kulturellen Vorgänge und Fertigkeiten nur mithilfe der Komplementarität von Außen- und Innensicht. Dem Lesen ist „nur in flagranti auf die Spur zu kommen, im Versuch also, das Lesen zu lesen“ (*Lesen. Ein Handapparat* 2015, 230).

Die Differenz von Innen/Außen

Über das Lesen verständigen wir uns als Lesende, d. h. je schon in einer kommunikativen Praxis Stehende. Dabei impliziert der Tätigkeitsbereich des Lesens, wie ihn auch dieses Handbuch der Reihe *Grundthemen der Literaturwissenschaft* als epistemologischen Hintergrund voraussetzt, nicht (mehr) nur die kontemplative Versenkung in eine Buchseite (vgl. den Fotografien-Band von McCurry 2016). Er umfasst vielmehr das ganze Ensemble des Navigierens durch eine mit Daten, Zeichen und Spuren aller Art gespickte, intelligible Welt. Ohne ein individuell etabliertes, durch Introspektion gewonnenes Vorverständnis des Lesevorgangs und ohne die solide praktische Beherrschung dieser Tätigkeit wäre weder ein passiver noch ein aktiver Umgang mit Literatur möglich, würde evidenterweise auch eine Nutzung dieses Handbuchs und damit die Rezeption dieses einleitenden Textes nicht zustande kommen, die doch gerade jetzt zweifellos stattfindet.

Wie weit zurück müsste man eigentlich gehen, von wo aus müsste man schauen, wollte man das Selbstverständliche des Lesens und der dabei involvierten Voraussetzungen, Kenntnisse und Fertigkeiten einmal *von außen* in den Blick nehmen? Seit etwa 250 Jahren wurde die Anleitung zum Lesenlernen und Lesen in einer wachsenden Anzahl von Ländern als eine staatliche Kernaufgabe betrachtet, die zusammen mit der korrespondierenden Schreibfähigkeit und neben dem Rechnen als Basiskompetenz für die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben gilt und deshalb im Zentrum schulischer Grundlagenbildung steht. Lesen ist eine Kulturtechnik, deren Ausübung als mühsam erlernte oder genussvoll praktizierte, als sinnliche oder abstrakte Tätigkeit erlebt werden kann. Lesefähigkeit vermag im gesellschaftlichen Vergleich einerseits gemeinschaftsbildend, andererseits aber auch exkludierend zu wirken; es basiert auf allgemein verbindlichen und erlernbaren Techniken und setzt doch individuell je unterschiedliche Fertigkeiten und Erfahrungen frei. Sämtliche alltäglichen Kommunikations- und Verkehrsformen sind mit permanenten, meist unbeachtet ablaufenden Lektüreprozessen verbunden. Ganz gleich, ob wir uns dabei in virtuellen oder realen Räumen bewegen, agieren wir mit größter Selbstverständlichkeit unter Lesenden – und haben vergessen, dass dies über die längste Zeit der menschlichen Geschichte nur jeweils für eine sehr schmale Bevölkerungsgruppe der Fall war (vgl. Griep 2005; Schneider 2004).

Die Lektüre von Spuren und natürlichen Anzeichen ist jedoch keineswegs ein menschliches Spezifikum, sondern auch im Tierreich sind entsprechende Kompetenzen weit verbreitet. Auf der anderen Seite spricht vieles dafür, dass jene graphische Organisation von Texten nach dem Schema der räumlich gestalteten Buchseite, die seit dem Hochmittelalter für das Konzept des regelgeleiteten Lesens zum Modell schlechthin geworden ist (vgl. Illich 1991), im Zeitalter hypertextueller und multimedialer Konnektivität ihre paradigmatische Vorrangstellung einbüßen wird oder schon an die Techniken des vernetzten und verlinkten Navigierens abgetreten hat (vgl. zum Lesen digitaler Literatur Bachleitner 2010 und zum aktuellen Stand von „Rezeptionsprozessen in der digitalen Gegenwart“, also des „Lesen[s] X.O“, den gleichnamigen Band von Böck et al. 2017). Mit anderen Worten: Das Lesen von Texten, die *in corpore* auf Buchseiten ausgebreitet und materiell überliefert werden, stellt aus heutiger Sicht eine epochal und kulturell überschaubar gewordene Sonderentwicklung dar, die freilich bislang noch den allergrößten Teil des überlieferten Universums der Texte umfasst und nicht von ungefähr auch mit der Entstehung und Verbreitung der Gelehrsamkeitskultur an den abendländischen Universitäten geschichtlich einigermaßen kongruent verlief.

Literatur wiederum ist ein ästhetischer Spezialfall schriftfixierter Kommunikation und basiert wie diese auf dem Erzeugen, Speichern und Versenden

enkodierter Notate und auf deren nachfolgender empfängerseitiger Entzifferung. Schriftbasierte Kommunikation ist demnach durch den doppelten Modus von Potentialität und Aktualität gekennzeichnet. Ihr Zusammenspiel findet immer dann statt, wenn Zeilen wie diese von einem lesenden Auge in sprunghaften Bewegungen (Sakkaden) abgetastet und von den dabei involvierten Hirnregionen kognitiv verarbeitet und dadurch ‚verstanden‘ werden. Zum Ideal wird oft erhoben, dass sich der beim Schreibprozess ausgeformte Gedanke nach seinem Transportweg auf der Empfängerseite in gleicher Weise wieder zusammensetzt, wie er beim Absender formuliert worden war. Dabei kann die Aktualisierung des Geschriebenen durch den Lesenden irgendwann – zu einem gegenüber der Niederschrift und dem Druck beliebig späteren Zeitpunkt – geschehen; und sie wird je nach Fähigkeiten, Umständen und Bedarf einmalig oder wiederholt, langsam oder geschwind, nachvollziehend oder mit befremdeter Distanz erfolgen, mal eindeutiger und denotierend, mal mehrdeutiger und konnotierend. Als Formen des Zeichengebrauchs stellen die Akte des Schreibens und Lesens Handlungen zweiten Grades dar; sie beschwören ohne Primäranlass affektive Zustände herauf und bringen Menschen dazu, bestimmte Dinge zu tun oder zu unterlassen. Mittels der extrem elastischen und subtilen Verbindung von Schreiben und Lesen können auf abstraktem Wege und über erhebliche Distanzen hinweg Druck und Macht ausgeübt sowie Kontrollmechanismen implementiert und durchgesetzt werden. Hierfür ist gerade das hohe Abstraktionspotential schriftbasierter Kommunikation ein bedeutsamer Faktor.

Der entscheidende Leistungsgewinn der phönizischen Konsonantenschrift und des griechischen Alphabets gegenüber anderen schriftlichen Mitteilungsformen hatte darin bestanden, das Repräsentationsverhältnis nicht auf die Beziehung von Gedanken und Zeichen abzustellen (so dass jede Zeichenfunktion fast so komplex erlernt werden musste wie die mit ihr artikulierte gedankliche Verknüpfung selbst), sondern unter Ausklammerung der gesamten Referenzproblematik ausschließlich mithilfe der schriftlichen Abbildung von Lautwerten zu etablieren (Haarmann 1991, 268 f.). Gelesen werden in der Alphabetschrift also zunächst nicht gedankliche Inhalte, sondern die ‚Namen‘ oder Bezeichnungswerte der einzelnen lautlichen Komponenten des Systems der gesprochenen Sprache. Unter der griechischen Handels- und Kolonialexpansion setzte sich um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends das phönizische Prinzip einer graphisch kodierten Repräsentation von distinkten Lautelementen rasch in einem relativ weiten Verbreitungsgebiet des östlichen Mittelmeerraumes durch (Stein 2006, 61 f.), übrigens parallel zur Expansion des Geldes als Zahlungsmittel. Beide Verkehrsformen schufen hohe Konvertibilität ungeachtet der substantiellen Eigenschaften des jeweils bewegten Materials. Als „Technik zur Sichtbarmachung von Lautäußerungen“ war das Alphabet in der Lage, kommunikative Zusammen-

hänge auch über trennende Zeiträume und Distanzen hinweg verlässlich zu etablieren: „Einem Leser kann beigebracht werden, Dinge zu äußern, die er niemals vorher gehört hat.“ (Illich 1991, 43) Aus diesen Gründen erwies sich die alphabetische Schrift- und Lesekultur, indem sie aufgrund einer gleichbleibenden, institutionell stabilen Kodierungspraxis hohe kommunikative Adaptivität mit der Möglichkeit der Anlage eines langzeitlichen Gedächtnisarchivs zu verbinden erlaubte, als hochgradig fungibel gerade in kolonialen Herrschafts- und Delegationszusammenhängen. Einerseits verschafften die Fertigkeiten in der schriftbasierten Kommunikation ihren Akteuren erhebliche strategische Vorteile gegenüber den Nutzern weniger geschmeidiger Zeichensysteme, andererseits ermöglichten sie den Aufbau virtueller Befehlsketten und Verpflichtungsbande, die einer unmittelbaren physischen Präsenz der Autorität nicht mehr bedurften, sondern diese auf symbolischer Ebene etablierten und damit einer zunehmenden Internalisierung von Macht- und Kontrollstrukturen zuarbeiteten.

Doch überall dort, wo sich mithilfe des Schreibens und Lesens ein nahezu unumschränkter, machtdurchdrungener Raum von Gesetzen, Ordnungen, Regelungen und Rechtfertigungen zu entfalten begann, erwachsen bald auch verschiedenste Formen des ambivalenten und widerständigen Zeichengebrauchs, des bewussten oder unwillkürlichen Fehllesens etwa oder der subtilen ironischen Verfremdung, die aus den Unbestimmtheitszonen von Schrift, Lesen und Sinnbildung Kapital schlug. Von den sprichwörtlichen Spitzfindigkeiten der antiken Sophisten über die gewitzten Narrenfiguren des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, wie Till Eulenspiegel, bis zu den ambivalenzgesättigten Hochstapler- und Betrügerkarrieren in Moderne und Gegenwart sind vielerlei Formen der Renitenz im Umgang mit Lesbarem und Gelesenem überliefert. Oftmals genügt es schon, einzelne problematische Züge des Repräsentationsverhältnisses von Laut und Schrift auszubeuten, um damit Lug und Trug von erheblichen Ausmaßen aktivieren zu können, oft sogar ohne sich dabei ausdrückliche und manifeste Falschbehauptungen zuschulden kommen zu lassen. Die Gebrauchsformen des Zeichenhandelns sind abgründig und bilden schon innerhalb der Grenzen einer Sprache, erst recht bei dem Zusammenspiel mehrerer, eine stete Quelle von Missverständnissen, Fehlschlüssen und Überrumpelungen.

So konnte es nicht ausbleiben, dass für die Literaturtheorie des massen-demokratischen Kommunikationszeitalters der *Akt des Lesens* (Iser ²1986 [1976]) zu einer argumentativen Schlüsselstelle werden konnte und über ihn die Rolle des literarischen Rezipienten als eines eigenständigen und unabhängigen Akteurs im Literaturprozess modellhaft konzipiert wurde. Schon die Romantik sah in der Figur des Lesers eine Art zweiten, erweiterten Autor, über den erst die produktive Ergänzung und Vollendung des ästhetischen Werkgeschehens gelingen konnte. So sah beispielsweise Eichendorff diejenigen als „die rechten Leser“ an, „die mit

und über dem Buche dichten“ (vgl. dazu Kremer und Kilcher 2015, 103). In einem charakteristischen Spannungsverhältnis beschrieb die Rezeptionsästhetik die Dimension der Lektüre einerseits als bereits in der Werkstruktur implizit angelegt und idealiter vorgeformt, während sie andererseits die Nachträglichkeit, Unverfügbarkeit und Offenheit des Leseaktes als seine irreduziblen Freiheitsmerkmale betonte.

Neben die poetologische und die hermeneutische Bestimmung der Leserrolle als zum Schreibenden komplementäre Funktion traten in den vergangenen Dekaden schließlich die Objektivierungstendenzen sowohl der kognitiv ausgerichteten wie der sozioempirisch fundierten Rezeptionsforschung, in welchen quantitative Daten über tatsächliches gesellschaftliches Leseverhalten und über die dabei involvierten zerebralen Prozesse gewonnen wurden – freilich ohne damit den kulturellen Faszinationswert und die mentalen Geheimnisse dieser fast magischen Kulturtechnik vollständig zu lüften. Sozioanalytische Erhebungen und physiologische Daten können zwar abbilden, welche Aktivitäten regelhaft mit bestimmten Lesetätigkeiten verbunden sind (und wie sich gesellschaftliche und physische Rahmenbedingungen dabei jeweils auswirken), doch entwerfen sie damit ebenso wenig ein ‚inneres Bild‘ des Lektüregeschehens, wie dies die zahlreichen Abbildungen lesender Menschen in der bildenden Kunst oder im Film zu tun vermögen. Auf diesen Bildern sind oftmals über Bücher und Schriftstücke gebeugte, ins Lesen versenkte Menschen zu sehen; es geht also aus den bildlichen Darstellungen durchaus hervor, welche Haltung Lesende einzunehmen pflegen, doch wäre allein diese äußerliche Anschauung niemals in der Lage, einem Illiteraten die Technik des Lesens selbst zu erschließen. Was da intrinsisch geschieht und in welcher Welt der oder die Lesende sich während des Lesevorganges mental befindet, ist aus dem äußerlich beobachtbaren Geschehen selbst kaum abzuleiten und kann auch durch Messverfahren wie das Eye-Tracking nur oberflächlich erfasst werden (vgl. die Beiträge in *From Eye to Mind* [1990]).

Die Diskrepanz zwischen innerlicher und äußerlicher Betrachtungsweise ist frappant; freilich bildet die Innen/Außen-Dichotomie nur einen der bei der konzeptionellen Bestimmung des Lesens auftretenden konstitutiven Gegensätze. Als weitere, ähnlich konträr aufgebaute Spannungsfelder lassen sich die Gegensätze von Fläche und Tiefe, die Dualität von Auge und Ohr sowie das Gegeneinander von konsekutiven und simultanen Mechanismen festmachen. In allen den genannten Hinsichten erweist sich das Lesen bei genauerem Einblick als eine in diesen Dichotomien jeweils nicht einsinnig verortbare, monomethodische Technik, sondern weit eher als eine kombinatorisch angelegte, zwischen konträren Optionen ausbalancierte oder sie geschickt kombinierende Fertigkeit.

Die Differenz von Fläche/Tiefe

Das Spannungsfeld von Oberfläche und Tiefe etwa weist in der Mediengeschichte des Schreibens und Lesens auf jene Bewegungen des Einritzens oder Eingravierens zurück, die mithilfe eines länglichen, von der Schreibhand gelenkten Instruments, eines Griffels oder Stiftes, ausgeführt wurden. Im Zuge der fortschreitenden Anforderungen an die Geläufigkeit, Geschwindigkeit und Quantität des Schreibens ging diese Schreibtechnik des gravierenden Ritzens zunehmend in die oberflächlich gleitende Bewegung der Tintenfeder oder des Bleistiftes über. Demzufolge nahm die vertikale Tiefeneinwirkung in der Handhabung des Stiftes ab, die Bedeutung der horizontalen Distribution des Schreibstromes hingegen zu; aussagefähig wurden nun Feinheit, Akkuratess und kreative Eigenarten der Linienführung. Der Begriff des Stils geht vom Schreibgriffel, dem *stilus*, auf die ästhetische Faktur des Geschriebenen über, wie etwa Buffons Diktum belegt: „Le style, c'est l'homme même“ (Buffon 1872). Dementsprechend bildet sich auch in der Lektüre die haptische Qualität mit den Fingern ertastbarer Eindrücke gegenüber der abstrahierenden Fähigkeit, das Auge geschwind über Linien und Flächen hingleiten zu lassen, zurück. Tendenziell ist in den jüngsten medientechnischen Hard- und Software-Entwicklungen wiederum eine Rückkehr der vertikalen Schreibdimension und ihrer taktilen Qualitäten zu konstatieren, da sowohl die übereinandergelegte Verlinkung mehrerer Darstellungsebenen (Hypertext) wie auch die berührungssensitiven Displays wieder eine aktivere Rolle der haptischen Texterfassung vorsehen, womit die Flächigkeit der bildschirmgestützten Textträger gleichsam eine sekundär konstituierte ‚Tiefe‘ zurückgewinnt. Das lässt sich in jüngster Zeit auch für die Umschläge von Paperbacks beobachten, bei denen zunehmend ‚erhabene‘ Elemente anzutreffen sind, die die vormalige Flächigkeit zur Dreidimensionalität tendieren lassen.

Die Differenz zwischen visuellem und auditivem Übertragungsweg

Besonders intensive Forschungsdebatten haben sich seit jeher auf die Beziehung von Auge und Ohr und damit auf das Verhältnis von stiller zu akustisch manifester Lektüre gerichtet. Zwischen dem Sprechen-Hören und dem Schreiben-Sehen klafft eine so sinnfällige Divergenz, dass es plausibel erscheint, hier von zwei kognitiv weitgehend getrennten Induktionsprozessen auszugehen. Zwar wird beim Lesen die Sprache als basales Medium der Verständigung herangezogen, doch bleibt sie in der Textform eigentümlich stumm: Die Lesesäle der Bibliotheken sind wahre Archive des Schweigens, in denen schon leises Tastenklappern

als Störgeräusch auffällt. Ein geschichtlich noch nicht allzu weit zurückliegender edukativer ‚Fortschritt‘ bei der Verbreitung und Erhöhung von Lesekompetenzen bestand in der Propagierung der stummen und einsamen Lektüre. Die Verbannung des beim lesenden Entziffern als Begleiterscheinung auftretenden Mitsprechens ‚nach innen‘, in die Zerebralsphäre der imaginativen Körpertätigkeit, ist ein der Affektkontrolle verwandter Abstraktionsvorgang, bei dem zeit- und aufwandsersparend manche Implikationen des Lesevorganges verflachen und nur mehr angedeutet oder in abgekürzter Form realisiert werden. Doch zeigen die Befunde der Leseforschung, dass auch beim stummen Lesen oftmals eine gewisse ‚Subvokalisation‘ auftreten kann, bei der andeutungsweise und niederschwellig zusammen mit der graphischen Textwahrnehmung auch die lautlichen Korrelate aufgerufen werden; teils virtuell, teils manifest (vgl. *Dichtung für die Ohren* 2015). Klaus Weimar geht so weit, das Lesen als ein „Sprechen zu sich selbst“ definitorisch an das Element der ‚inneren‘ akustischen Realisation zu koppeln (Weimar 1999). Dass der Verzicht auf die Lautlichkeit beim Lesen weder vollständig noch irreversibel ist, wird zudem durch die Konjunktur der Hörbücher und Audiostreams oder durch die Beliebtheit von Poetry-Slams und anderen performativen Lesedarbietungen mit einbezogenem Publikum belegt. Insofern zeitigt der sozialisationsgeschichtliche Musterfall des stummen Lesens offenkundig eine Art komplementären Vokalisierungsbedarf, welcher bei lebenden Autoren u. a. durch die berühmte Wasserglas-Lesung oder durch andere paratextuelle Verlautbarungen bedient werden kann, bei toten Dichtern hingegen durch die interpretatorische Maxime der Rekonstruktion dessen abgedeckt wird, was der Autor mit seinem Text hatte ‚sagen wollen‘.

Die Differenz zwischen konsekutiven und simultanen Mechanismen des Lesens

Grundsätzlich beruhen das Lesen und seine methodische Intensivvariante des interpretierenden Entzifferns und Nachvollzugs auf der sowohl räumlichen wie zeitlichen Trennung der kommunikativen Instanzen von Sender und Empfänger. Diese wiederum ist eine Folge der systematischen Auslagerung der Rhetorik als Redekunst in die kontrollierten und reproduzierbaren Darstellungsformen der Medialität der Schrift: Beim einsamen Schreiben ist der adressierte Leser abwesend, beim einsamen Lesen der Absender, der den Text geschrieben hat. Diese komplementäre Mangelstruktur ist konstitutiv für literarische Kommunikation – von der klassischen Briefkultur bis in die vernetzten Digitalmedien. Lesen trägt – wie die Beschäftigung mit jeder Art von Spuren – das Merkmal der Nachträglichkeit, hat aber den Vorzug des zeitlich beliebigen und wiederholbaren Zugriffs.

Während der Redeakt und seine auditive Rezeption einer transitorischen Linearität unterliegen, bei der in unablässigem Daten-Transport die jeweils nachfolgende Zeitstelle das Zeichenmaterial der ihr vorangegangenen verdrängt, schafft ein Text als schriftlich fixierte (und meist durch ein Druckbild graphisch zusätzlich ausgeformte) Ganzheit die simultane Existenz eines Artefakts, das in verschiedenste Richtungen und mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten erkundet werden kann. Für die Literatur können daraus geradezu *Poetiken des Blätterns* (vgl. dazu Schulz 2015) entstehen, die den Leser immer schon mitdenken. Andererseits jedoch unterscheidet sich die Rezeption eines Textes von etwa derjenigen eines bildkünstlerischen Werkes dadurch, dass die simultan präsentierte Fläche etwa einer Buchseite nicht mit gleichermaßen befriedigenden Ergebnissen auf jede beliebige Weise abgetastet werden kann, sondern für die erfolgreiche Dekodierung eine bestimmte konsekutive Zeichenfolge mehr oder minder zwingend vorgegeben ist. Lesen ist etwas, was man der Reihe nach bewerkstelligt; von links nach rechts (in manchen Schriftsystemen auch umgekehrt), von oben nach unten oder in der Gegenrichtung (um etwa in einem absteigend gereihten Lebenslauf der Chronologie zu folgen). Der Lesevorgang verbindet demnach jeweils eine simultane und eine sukzessive Komponente dergestalt, dass die zeitliche Linearität der gesprochenen Sprache und die räumliche Simultanität des flächig ausgedehnten Artefakts eine ästhetische Kombinatorik eingehen, die der Rezeption zwar eine konsekutive Richtung und Bahn vorschreiben, zugleich aber gelegentliche Vor- und Rückwendungen oder übergreifende Blicke auf die Gesamtanlage ermöglichen.

Vier Dimensionen der Schreiben/Lesen-Kommunikation

In den vier skizzierten Dimensionen der anthropologischen Innen-/Außen-Differenz, der Oberflächen- und Tiefenstruktur des medialen Trägers, der Korrelation von visuellem und auditivem Übertragungsweg sowie der semiotischen Dualität von dia- und synchroner Zeichenordnung erweisen sich die grundlegenden Aspekte der Schreiben/Lesen-Kommunikation als bemerkenswert widersprüchlich respektive zwiefältig angelegt. In ihren geschichtlichen Entwicklungsphasen und Erscheinungsformen, so der vorherrschende Eindruck, lassen sich die Merkmale der Kulturtechnik des Lesens kaum auf bestimmte substantielle Eigenschaften oder Werte festlegen; weit eher sind sie als operative Bewegungen innerhalb von bestimmten Spannungsfeldern und Gegensatzbeziehungen aufzufassen, bei welchen die Techniken des Lesens jeweils zwischen gegenläufigen Kräften bzw. Zielvorgaben ausgleichende Vermittlungsfunktionen ausüben: zwischen äußerer Haltung und innerer Anteilnahme, zwischen flächiger Expansion

und haptischer Eindruckstiefe, zwischen auditiver Mündlichkeit und visueller Schrift sowie zwischen einem zeitlich-linearen Progress und einer simultanen Gestalthaftigkeit.

Ohne hierzu in jedem Falle explizit Stellung zu nehmen, lassen die in diesem Handbuch versammelten Beiträge gleichwohl eine nahezu durchgängige Tendenz erkennen, innerhalb der Kulturtechniken des Lesens weder eine einsinnige historische Entwicklungslinie (sei es die des Fortschritts der Aufklärung oder die der kulturpessimistischen Verfallsdiagnose) anzunehmen, noch eine axiologische Werthierarchie zwischen basalen und elaborierten Lektüreformen anzulegen. Zwar lesen heute mehr Menschen mit höherem intellektuellem Schulungsgrad mehr Texte mit größerer kommunikativer Reichweite und gestiegener praktischer Relevanz, als dies vor zweihundert, vor fünfhundert und erst recht vor zweitausend Jahren der Fall gewesen war; insofern liegt die Globaldiagnose des Wegs in die Lese-gesellschaft sicher nicht ganz falsch. Aber wie intensiv, wie genau, wie erfolgreich und wie nachhaltig jeder einzelne dieser Lesevorgänge ausfällt, ist dabei von einem zunehmend komplexeren Geflecht an begünstigenden oder erschwerenden Faktoren abhängig, bei denen neue Formen der (Bildungs-) Ungleichheit ebenso wie der beschleunigte Wandel von medialen Formen und kommunikativen Substraten eine erhebliche, mittel- wie langfristig schwer einzuschätzende Rolle spielen. Zwischen einem Schriftstellerleben des klassischen Literaturzeitalters (etwa von Lessing bis Hofmannsthal), das sich bei manchen Fällen in mehreren zehntausend handgeschriebenen Briefen niedergeschlagen hat, und den typischen Nutzungsprofilen der aktuellen digitalen Medienangebote gibt es einerseits nur wenige lebensweltliche Überschneidungen, andererseits aber doch eine Reihe von erstaunlichen prinzipiellen Übereinstimmungen, wenn es etwa um ästhetische Lenkung von Aufmerksamkeit oder um poetologische Gestaltungs-rationalität geht. Als eine methodologische Maxime – der auch die Beiträge dieses Handbuchs mal eher explizit, mal eher implizit folgen – soll deshalb angenommen werden, weder die Diskontinuität noch die Vergleichbarkeit des geschichtlich und systematisch Auseinanderliegenden überzube-werten. Zu den konstitutiven Illusionen nicht nur dieses Handbuchs, sondern vielleicht sogar der Kulturgeschichte insgesamt zählt der Glaube daran, dass sich im Spektrum der so eklatant verschiedenartigen Erscheinungsformen und Gebrauchsweisen einer so elementaren Kulturtechnik wie derjenigen des Lesens überhaupt so etwas wie ein gemeinsames begriffliches Schnittfeld herauspräparieren lässt.

2 Theoriegeschichte(n) des Lesens: historisch und systematisch

In der Theoriegeschichte der Literaturwissenschaften ist die mitlaufende Reflexion über die Entwicklungsphasen, Erscheinungsformen und Einsatzmöglichkeiten des Lesens stets eine treibende Kraft gewesen, wenngleich der Fokus dabei meist weniger auf den Lektüretechniken selbst als auf den durch sie konstituierten Gegenständen und Perspektiven lag. Zahlreiche philosophische und literaturwissenschaftliche Innovationen sind direkt oder mittelbar als Folgewirkungen bestimmter Lektüremeisen entstanden bzw. methodisch geschärft worden. Dazu gehören etwa die antiken Wissensformen der Hermeneutik und Mantik, die mittelalterliche Allegorielehre des vierfachen Schriftsinns, im Aufklärungszeitalter die buchgestützten Speicherformen des Kommentars, der Übersetzung und der Enzyklopädie, in der Moderne wiederum das Close Reading bzw. Careful Reading des textimmanenten New Criticism, die rezeptionsästhetische Entdeckung der auf Leerstellen und implizite Lenkungen gestützten Akte des Lesens (Iser ²1986 [1976]) und schließlich das dekonstruktive Interesse für aporetische Formen des Lesens (Bloom 1997 [1975]; de Man 1979; ²1983 [1971]; 1984; 1986; 1988; 1999 [1979]; 2012) oder die postkoloniale Entdeckung der kontrapunktischen Lektüre (Said 1994 [1993]), auf die wiederum jüngst die Konjunktur der von maschinengenerierten Lektüren gespeisten Analysen der Korpuslinguistik und anderer quantitativer Auswertungsverfahren folgte – um nur einige besonders prägnante methodengeschichtliche Formationen zu nennen. Wie hat dabei jeweils die zeitbedingte Auffassung des Lesens in die Ausarbeitung wissenschaftlich-theoretischer Erkenntnisinteressen und Arbeitsformen hineingewirkt?

Antike: Entziffern und Deuten als grundlegende Praktiken des Lesens

Seit der antiken Grundlegung der Praxis der Hermeneutik bilden die Entzifferung und Deutung sowohl von natürlich hervorgegangenen (*terrigenus*) wie von kulturell geschaffenen (*factitius*) Zeichen eine der vorrangigen Erkenntnisformen menschlicher Weltanschauung und Naturaneignung. In weiten Teilen ist das methodische Spektrum interpretierenden Lesens und seine Theoriegeschichte letztlich zurückzuführen auf jenen mit den großen Schriftreligionen etablierten und in der spätantiken, philologisch-theologischen Gelehrsamkeitskultur ausgeformten Dienst am Text, mit dem Geist und Buchstaben des in der *Heiligen Schrift* niedergelegten göttlichen Wortes für die jeweils zeitgenössischen Glaubens-

gemeinschaften dargestellt und ausgelegt wurden. Hermeneutik als Interpretationslehre (vgl. Gadamer 1975) ist somit wesentlich eine lektürebasierte, auf je spezifischen metaphysischen Vorannahmen und medialen Rahmenbedingungen beruhende Vermittlungstätigkeit. Ihr zur Seite steht als ‚dunklere‘ Erkenntnisform die Tradition magisch-esoterischer Naturkunde samt ihrer Manipulationstechniken. Das Spurenlesen, die Wahrnehmung und Interpretation der Eigenarten von Pflanzen, Tieren, Erd-, Wind- und Wasserphänomenen, insbesondere auch die aufmerksame und geduldige Langzeit-Beobachtung der Bewegungszyklen von Himmelskörpern besaßen ihre methodischen Gemeinsamkeiten in einem Konzept der Lektüre des Buchs der Natur, bei dem nahezu sämtliche gnoseologischen Praxisformen als Techniken des Lesens organisiert waren, und dies wiederum hieß: als figurative Operationen einer nachzeichnenden, entziffernden und ausdeutenden Zusammenschau von visuellen Sinneswahrnehmungen. „Was nie geschrieben wurde, lesen“ – diese von Walter Benjamin (1991 [1974], 1238) aufgegriffene Formel Hugo von Hofmannsthal (1900) umschreibt all jene mantischen Erkenntnisformen von der Astrologie bis zur Handlesekunst, die vor bzw. außerhalb enkodierter Zeichenkommunikation das menschliche Naturverhältnis nach Parametern eines Lektüreaktes modellieren. Die Auffassung, via Lektüre mit besonderen Kräften, Geistern oder divinatorischen Fähigkeiten im Bunde zu stehen, stellt bis heute eine gewisse magische Komponente der Bedeutungsdimensionen des Lesens dar.

Mittelalter: Lesen im Buch Gottes

In der Wissensordnung des Mittelalters bildeten das Buch Gottes und das Buch der Natur zwei nicht gegensätzliche, sondern komplementäre, aufeinander bezogene Wissensbereiche aus. Gefragt war nicht die methodologische Distinktionsbildung, sondern die Vereinbarkeit und Kombinierbarkeit per Analogie. Im Konzept des vierfachen Schriftsinns ist die allegorische Handhabung von Texten zu einem ausgeklügelten Modell von Sinnstufen entfaltet, bei der zum *sensus literalis*, der buchstäblichen Wort- und Satzbedeutung eines Textes, noch drei andere, mit zunehmend transfigurierten Sinnpotentialen versehene Deutungsschichten hinzukamen, nämlich die allegorische, die anagogische und die eschatologische Bedeutungsebene ein und derselben Textstelle. Auf diese Weise konnte nahezu jeder Textstelle (meist Bibelstelle) neben ihrer konkreten situativen Referenz zunächst eine symbolisch-abstrakte, sodann eine lebensweltlich-moralische und schließlich eine heilsgeschichtlich-überzeitliche Aussage zugeschrieben werden, wodurch ein komplexes System von Sinnstufen und Verweisungen entstand, in der eine begrenzte Basis von Signifikanten mit einer ungleich größeren Menge

von hierarchisch geordneten Signifikaten ‚angereichert‘ wurde. Obwohl diese relativ strengen Regeln der Allegorese außerhalb der in ihrem Rahmen erfolgten Textproduktion nur bedingt anwendbar sind, zeigen sich ebenfalls bis in die Gegenwart in der philologisch-interpretatorischen Gelehrsamkeit noch gewisse Auswirkungen der entsprechenden Tradition, so etwa dann, wenn die Dignität literarischer Werke u. a. daran bemessen wird, wie viele ‚höhere‘ Lesarten und Ausdeutungen über ihrem *sensus literalis* errichtet werden können.

Aufklärung: Die Welt lesbar abbilden

Das Zeitalter der Aufklärung schuf, indem es an die Archive und Wunderkammern der Frühen Neuzeit und ihr Prinzip einer topologischen Welt-Abbildung anknüpfte (Schmidt-Biggemann 1983), erstmals eine konsequent auf Ordnungssystemen basierende Wissenskultur, in der vor allem der Zeichensatz des Alphabets zu einem erkenntnisleitenden Darstellungsmedium avancierte. Die Welt und das Wissen von ihr als ein Ganzes zu umrunden, wurde zum Masterprojekt des zweiten Entdeckungszeitalters, das seinen sinnfälligen Ausdruck gleichermaßen in der Circum-Navigation der Weltumsegler Cook und Co. wie auch in der Enzyklopädie Diderots und seiner Mitstreiter fand. Zwischen A und Z eine Universaltopik des gesamten menschlichen Weltwissens einzurichten, war emblematischer Ausdruck der Wissensutopie einer zutiefst buch- und buchstabenbegeisterten Epoche, für welche die ‚beiden Bücher‘ des Mittelalters längst zu einem einzigen Buch, aber mit unzählig vielen Teilbänden, fusioniert waren. Soweit irgend möglich, wurde im europäischen 18. Jahrhundert die Generierung neuen Wissens in die Anfertigung von Übersetzungen, Kommentaren und Wörterbüchern gegossen, und auch diese gleichsam medien-administrative Variante aus der Wissensgeschichte der Methodenlehren hat ihren weitreichenden Einfluss auf die *Humanities* bis heute nicht eingebüßt.

19. und 20. Jahrhundert: Vom immanenten Textstudium zum Close Reading

Als eine Art Abwehrreaktion auf die doppelte Herausforderung sowohl durch den historistischen wie durch den empirischen Schub in der Wissenskultur des 19. Jahrhunderts kam in den Geistes- und Literaturwissenschaften des frühen 20. Jahrhunderts sodann ein Trend zur Versenkung ins immanente Textstudium zum Tragen, der vor allem in seiner angloamerikanischen Ausprägung unter der vielzitierten Formel des ‚Close Reading‘ bekannt geworden ist. Im Gegenzug zu

den allegorischen Formen der Sinnanreicherung sucht das Close Reading seiner Bezeichnung gemäß möglichst nah am Text zu bleiben, den Signifikanten dicht auf der Spur. Was der Text selbst bzw. sein Wortlaut besagen, wird nun gegenüber sämtlichen ‚übertragenen‘ Ausdeutungen als die primäre und eigentliche Bedeutungsbasis bevorzugt; wahrheitsfähig ist allein die phänomenale Oberflächenstruktur. Wenn in diesem Zusammenhang gelegentlich auch von einem ‚Careful Reading‘ die Rede ist, so zielt dies auf die (etwa gegenüber ideologischen Konnotationen geforderte) Tugend, sich nicht vom Text in seiner Buchstäblichkeit ablenken oder abbringen zu lassen.

Aus dem Beharren auf texttreuer Buchstäblichkeit spricht mitunter jene Art von Vorbehalt, der gegen die psychoanalytische Einsicht in die Ambiguität sprachlichen Zeichenhandelns gerichtet zu sein scheint, demzufolge etwa in scheinbar harmlosen Wortspielen eine Fülle von sexuellen Triebenergien mitschwingt. Mit Sorgfalt und Vorsicht wappnet sich eine gewisse methodische Biederkeit textimmanenter Lektüren insbesondere gegen die – von der Postmoderne wieder aufgegriffenen – Versuchungen einer „fröhlichen Wissenschaft“ (nach Nietzsche 1980 [1886]), die gerade nicht im interesse- und leidenschaftslosen Raum der Neutralität verbleibt, sondern sich ausdrücklich von den satirischen und erotischen Ausprägungen des eigenen Spieltriebs leiten lässt. Unter dem Banner der „gaya scienza“ (Nietzsche 1980 [1886], 7) frönt die Lektüre einem scherzhaften oder sogar maliziösen Eigensinn, während sie in der Devise des Careful Reading sogar der Erwartung Ausdruck verleiht, dass der geschulte Umgang mit wohlgeformten Texten auch die Entwicklung einer ethisch ausgerichteten Persönlichkeitsstruktur begünstige bzw. die Anlagen zu einer solchen bereits voraussetze.

Lesen und Subjektivität

Doch kommen sowohl die spielerische wie die moralische Auffassung des Lektürevorganges zumindest darin überein, dem Aspekt der Subjektivität eine besondere Bedeutung einzuräumen. Wenn zwei Menschen den gleichen Text gelesen haben, so haben sie eben im Ergebnis keineswegs dasselbe gelesen; die Art, wie Textinhalte *ex post* zusammengefasst und wie dabei bestimmte Elemente priorisiert, andere eher vernachlässigt oder ganz ausgeblendet werden, zeigt an, dass sich die individuelle Lektüre jeweils ihren ganz eigenen, unverwechselbaren Pfad durch einen Text bahnt. Was andere Menschen mit klarer intentionaler Zielvorgabe geschrieben haben, kann in der Lektüre auf verschiedenartigste Weise aufgenommen werden: sympathetisch oder kritisch, kooperativ oder resistent, benevolent oder maliziös. Ein identischer Text, von ein und derselben Person in unterschiedlichen Lebensaltern wiederholt gelesen, kann jeweils markant unter-

schiedliche Bedeutungen freisetzen. Im Rahmen der Analysen einer qualitativ und textbasiert ausgerichteten Rezeptionsästhetik wiederum ist nach den Regelmäßigkeiten und Gründen für solche Varianzphänomene zu fragen, während sie in der empirischen Leseforschung zunächst auf breiter Datenbasis erfasst, dokumentiert und aufgefächert werden.

Wann ist die Lektüre erfolgreich? Einesteils dann, wenn der Akt des Lesens mit einem ergebniskontrollierten Verständnis abgeschlossen werden und sodann in eigenes Handeln transformiert werden kann. Andernteils dann, wenn die Lektüre weitere, komplexere und langwierigere Lektüren nach sich zieht, und dies immer so fort. Die Innen- und die Außenwelt des Lesens sind durch ein nur schwer auszubalancierendes System von Fremd- und Selbstbezügen miteinander verbunden. Noch einmal kann hier das Reflexionspotential der Hermeneutik für ein besseres Verständnis des Leseprozesses und seiner Schwierigkeiten herangezogen werden. Mit dem Begriff des ‚hermeneutischen Zirkels‘ wird nicht etwa schlichtweg die zirkuläre Projektion des eigenen Vorwissens auf den stattfindenden Lektüre- und Verstehensprozess bezeichnet. Genau genommen geht es dabei vielmehr um jenes für konsekutive Bildungsetappen charakteristische und letztlich unaufhebbare Problem, dass man zu Anfang einer bestimmten Lerneinheit noch nicht alles wissen kann, aber schon weit mehr an Vorwissen bräuchte, um überhaupt in die spezifische Informationsvermittlung hineinzufinden.

Im technischen Sinne beschreibt der hermeneutische Zirkel jenes Verstehensdilemma, welches sich bei der Lektüre von Texten durch die komplexe kompositorische Beziehung der Teile zum Ganzen ergibt. Ein Beispiel: Um den ersten Satz in Marcel Prousts *À la recherche du temps perdu* verstehen zu können – und das wiederum heißt: ihn als logisch gestufte Analepse innerhalb einer groß angelegten narrativen Rekonstruktion der Kindheitserlebnisse eines Icherzählers aus dessen Erwachsenenperspektive einordnen zu können –, müsste der Erstleser zu Beginn seiner Lektüre eigentlich das ganze Werk dieses siebenbändigen Romans schon mindestens einmal durchlaufen haben, denn sonst ist er diesem *medias in res*-Auftakt gegenüber vollkommen aufgeschmissen. Nach erstmaliger Gesamtlektüre des Romans wiederum stellt man ans Ende gelangt fest, dass nun eigentlich erst ‚mit wissenden Augen‘ eine Gesamtlektüre des Romans gelingen kann, diese also aufs Neue und wieder von vorne einsetzend unternommen werden müsste. Das Wiederlesen des Anfanges geschieht dann allerdings gerade nicht mehr mit jener unbefangenen Neugier einer Entdeckungsreise, die wiederum beim Einstieg in Prousts Textuniversum als Rezeptionshaltung eigentlich vorausgesetzt ist. Auf diese Weise ist bei der Lektüre also immer etwas noch nicht oder nicht mehr vorhanden, was zu einem adäquaten Verständnis der Textstruktur unbedingt erforderlich ist. An den Einzelstellen fehlt der Blick aufs Ganze, in den Kindheitsepisoden irritiert die ungenaue Ahnung des Kommenden, während die späteren Folgen

die lebendige Frische der früher durchlaufenen Abschnitte vermissen lassen, wie man freilich erst im Nachhinein bedauernd erkennen muss.

Die zeitliche Dimension des Lesens

Wie das Merkmal der Subjektivität, so spielt folglich auch der Faktor Zeit im Lesevorgang eine ganz besondere Rolle. Lesen ist eine zeitaufwändige Tätigkeit *par excellence*. Sämtliche literarischen Genussformen und intellektuellen Betätigungen, die auf eigener und gründlicher Textlektüre beruhen, sind am extremen Gegenpol eines effizienten Umgangs mit Zeitressourcen angesiedelt. Zwar sind geübte Lesende in ihrem Lektürepensum deutlich schneller als Ungeübte, doch wächst damit erfahrungsgemäß das von ihnen abzuleistende Lesequantum in noch größeren Schritten, so dass niemals und für niemanden eigentlich genug Lesezeit vorhanden ist oder von einem erfolgreichen Abschluss der Lektürephase die Rede sein kann. Lesen ist eine anti- oder an-ökonomische Form, seine Zeit zu verbringen. Es ist als eine ebenso kontemplative wie analytische Technik eine genuine Errungenschaft der mittelalterlichen Studienkultur der Scholastik, die sich (wie auch der Begriff Schule) im wörtlichen Sinne vom Luxus des Zeithabens ableitet. Gerade im Sinne einer Gegenkraft könnte der verschwenderischen Gepflogenheit des zeitvergessenen Lesens hier eine neue, rebellische Rolle zukommen.

Andererseits kann man das Lesen durch den Einsatz von Hilfsmitteln oder Sekundärinformationen auch abkürzen, umgehen oder optimieren. Insbesondere die vergleichsweise mechanischen Leseprozesse, wie sie für die Ermittlung und Auszählung von Belegstellen erforderlich sind, können heute großenteils bereits an Maschinen delegiert werden. Was geschieht, wenn auch die verstehende Dimension der Geisteswissenschaften zunehmend von quantifizierenden Lektürepraktiken unterstützt oder auch herausgefordert wird? Rückt dann ein auf die Verarbeitung großer Datenvolumina ausgerichteter ‚Distant Reading‘ (Moretti 2016) an die Stelle vertiefter, nachbuchstabierender Einzellektüren, so dass die Frage nach dem ‚Lesen unter digitalen Bedingungen und Möglichkeiten‘ noch einmal ganz neu gestellt werden muss? Mitunter werden, wie verschiedene Arbeitsproben dieser disziplinären Neuentwicklungen zeigen, hierbei Strukturen wahrnehmbar, die den individuellen Lektüreprozess bislang meist eher unterschwellig, aber wirkungsvoll mitgeformt haben. Zwischen naher und distanzierter, schneller und langsamer, subjektiver und standardisierter Lektüre muss, derzeit zumindest, keine Entscheidung, noch nicht einmal eine Priorisierung getroffen werden. Auch hier gleicht das Lesen *de facto* weit eher einem Navigieren zwischen verschiedenen Optionen, als dass es eine verbindliche Festlegung

seiner Orthopraxie, eine Fixierung ‚richtigen‘ Vorgehens verlangen würde. Es ist durchaus legitim, immer wieder zu prüfen: Muss ich das eigentlich lesen? Habe ich dies womöglich schon einmal gelesen, aber wieder vergessen? Wie viel Zeitaufwand werde ich an die Lektüre setzen und wohin bringt sie mich? Kaum eine dieser Fragen aber lässt sich beantworten, ohne damit schon ins Lesen und seine methodischen Problemzonen hineinzugeraten.

3 Forschungssituation, Zielsetzung und Aufbau des Handbuchs

Auch wenn das müßige Lesen im Lehnstuhl und beim Lampenschein der Vergangenheit angehören mag, bestimmt *Literacy* mehr denn je die intellektuellen Standards der Informationsgesellschaft. Über viele Medienwechsel hinweg ist und bleibt Lesen eine der basalen kulturellen Kompetenzen der menschlichen Weltorientierung und Kommunikation. In der Tätigkeit des Lesens verbinden sich kognitive, ästhetische, emotionale und soziale Fähigkeiten zu komplexen Operationen der Zeichenerkennung, der Sprachdarstellung und Musterbildung.

In sprach- und literaturwissenschaftlicher Hinsicht bildet das Lesen zwar einen elementaren Bestandteil aller größeren Theoriemodelle des Verarbeitens sprachlicher bzw. literarischer Kommunikate. Dennoch sind die u. a. epistemischen und mediengeschichtlichen Voraussetzungen des Lesens sowie die dabei eingesetzten sinnesphysiologischen, kognitiven und kulturellen Prozesse nur selten ineinandergreifend und in systematischer Perspektive behandelt worden. Klar ist: Im Vorgang des Lesens selbst und auch im Bildungsziel der Lesefähigkeit kommt weit mehr zur Anwendung als das bloße Dekodieren von (verschlüsselten) Signalen. Wie aber lässt sich aus literaturwissenschaftlicher (literatursoziologischer, semiotischer, linguistischer) Sicht das jeweils kulturell, geschichtlich und sozial variable Spektrum des lesenden Umgangs mit Zeichen, Schrift(lichkeit) und Text(en) überhaupt konzeptionell erfassen?

Forschungssituation

Die Erforschung des Lesens ist – eigentlich – ein Kerngeschäft literaturwissenschaftlicher Quellenauswertung, Analyse und Theoriebildung. Kaum irgendwo liegen so auskunftsfreudige, vielfältige und reflektierte Zeugnisse zur Geschichte des Lesens sowie zur Beschaffenheit seiner Akteure und Schauplätze vor, wie in den literarischen Beständen selbst. Zudem setzt jegliche Textinterpretation und

Werkanalyse primär mit der Verarbeitung von Leseerfahrungen an, bedarf also einer mitlaufenden konzeptionellen Selbstverständigung sowohl über die epistemologischen und medialen Voraussetzungen des Lesens wie über die geistige und ästhetische ‚Natur‘ dieser Tätigkeit selbst. Umgekehrt erwächst den Literaturwissenschaften respektive den Philologien in der Referenz auf diejenige kulturelle Leistung, die ihre genuine und unbestrittene Domäne darstellt, eine hohe Expertise von allgemeiner Tragweite, die zu analytischer Klarheit und explikativer Prägnanz, vielleicht sogar zu prognostischer Weitsicht befähigen sollte. Gleichwohl ist zu konstatieren, dass in den neuphilologischen Literaturwissenschaften die Fragen nach Techniken, Formen und Gegenständen des Lesens, gemessen an ihrer strategischen Relevanz, weiterhin (oder wieder) eine nur nachrangige Rolle zu spielen scheinen.

Die treibenden Impulse für eine literatur- und kulturwissenschaftliche Konzeptualisierung des Lesevorgangs kamen zunächst hauptsächlich aus den Bereichen der Kultursemiotik, der Rezeptionsästhetik und der Sozialgeschichte (vgl. Schneider 2004). Paradigmatisch hierfür war die literaturtheoretische Aufwertung des Lesens durch die einschlägigen Arbeiten von Roland Barthes, Hans Robert Jauß und Wolfgang Iser seit den 1960er Jahren. Zu einer zweiten Konjunktur der Erforschung des Lesens trug sodann die sozialgeschichtliche Orientierung der Literaturwissenschaft seit Mitte der 1970er Jahre bei. In den wiederum hieraus entstandenen, ausdifferenzierten Forschungsfeldern der Medien-, Kommunikations- und Bildungsforschung dominierten seit den 1990er Jahren eher didaktische (Lesenlernen, Lesemotivation/-disposition), buchwissenschaftliche (wer liest was und warum und in welchen Zusammenhängen?), kommunikationswissenschaftliche (Lesewirkungsforschung) und soziologische (Lesemilieus) Fragestellungen und Interessen (vgl. im Einzelnen die Arbeits-Bibliografie im Anhang). Zugleich gab und gibt es eine breit gefächerte Forschung zum Lesen aus literaturwissenschaftlicher Perspektive, die jedoch überwiegend auf Einzelaspekte, spezifische Epochen-, Gattungs- und Distributionsbereiche ausgerichtet ist und deren Erträge in ihrer systematischen Relevanz bislang nicht an einem zentralen Ort sichtbar wurden. Deshalb lässt sich zusammenfassend feststellen, dass trotz seiner elementaren Bedeutung für die philologische Theorie und Praxis das Lesen aus einer dezidiert literaturwissenschaftlichen und zugleich die Einzelphilologien übergreifenden Perspektive noch nicht in umfassender Form in den Blick genommen worden ist.

Im Zuge des tiefgreifenden Wandels der Medien- und Kommunikationstechnologie (Virtualisierung des Schriftbildes, Digitalisierung der Verarbeitungsprozesse sowie Elektronisierung der materiellen Träger) steht das gesamte Spektrum von Lesetätigkeiten und -kompetenzen vor neuen Herausforderungen informationstechnischer, ästhetischer und medienpädagogischer Art. Kann eine Maschine

lesen? Oder anders gefragt: Können computergesteuerte Rechenoperationen menschliche Leser von computergesteuerten Decodierungsmechanismen unterscheiden? Genau auf diese Distinktion zielen die von Zugangsfiltern generierten ‚schlecht lesbaren‘, weil in *Fuzzy Shapes* gesetzten Testbilder (*Captcha*), die von menschlichen Benutzern mit Sinn für Texturen eingelesen werden müssen.

Was Lesen bedeutet, worin es besteht und worauf es sich richtet, hat aufgehört, selbstverständlich zu sein. Desto mehr gewinnen die Gegenstände, Formen und Dimensionen des Lesens hierbei an analytischer Beobachtbarkeit. Bemerkenswert ist, auch in symptomaler Hinsicht, die emphatische Darstellung von Lesern und Lesevorgängen in erfolgreichen literarischen Werken der jüngeren Zeit: Bernhard Schlinks *Der Vorleser* (1995) und Alan Bennetts *The Uncommon Reader* (*Die souveräne Leserin*, 2008) sind exemplarische Fälle. Zeigen sie das verstärkte Auseinanderdriften einer auf den Residuen der Buchkultur basierenden Bildungselite und der exoterischen Mediennutzung in der Populärkommunikation?

In der aktuellen Übergangsphase kann die (meist mit kulturpessimistischen Einschätzungen einhergehende) Entgegensetzung von traditioneller Lesekultur und ihrer zeitgenössischen Krisenerscheinungen (Stichworte: Schwinden der *Literacy*, Zunahme sekundärer Oralität) durch diachrone Vergleiche mit früheren Medienumbrüchen in ihrer Dramatik relativiert und in ihren kulturellen Mechanismen besser verstanden werden. Deshalb liegt der methodische Hauptakzent des hier vorgelegten Handbuchs darauf, systematische Fragestellungen (nach Akteuren, Medien und Formen des Lesens) mit einer geschichtlichen Tiefenperspektive zu verbinden, die ein historisch-genealogisches Verständnis der jeweiligen Faktoren und ihrer sozialen Bedingtheit befördert.

Zielsetzung

Vor diesem Hintergrund bezieht das vorliegende Handbuch das Lesen konsequent auf Grundfragen und -probleme der Literaturwissenschaft, literaturtheoretische ebenso wie literaturgeschichtliche, literatursoziologische und medienkulturwissenschaftliche. Die Erkenntnisse angrenzender Disziplinen zum Lesen finden dabei Berücksichtigung, allerdings bleibt die literaturwissenschaftliche Perspektive stets leitend.

Über eine bloße Bestandsaufnahme bereits geleisteter Forschung hinaus präsentieren die Beiträge des Handbuchs neuere eigene Forschungen und die Entwicklung von Fragestellungen für zukünftige Forschung. Damit überschreiten die Beiträge das traditionelle Format von aktuellen Forschungsständen aufarbeitenden Handbuchartikeln deutlich.

Durchgängige Leitfragen dieses Handbuchs sind: Welche Auswirkungen haben welche Formen des Lesens auf die Produktion, Distribution und Rezeption von Literatur? In welchem Verhältnis stehen Lesen und Sinnbildung, Lesen und Verstehen zueinander? Wie sieht dabei der Zusammenhang zwischen Lesen und den verschiedenen Medien der Schriftlichkeit aus? Wie etwa unterscheiden sich das Lesen eines traditionellen belletristischen Buches und das einer Internetseite mit ebenfalls belletristischen Inhalten voneinander? Und wie sieht es mit dem Lesen im übertragenen Sinne aus, etwa dem Lesen von filmischen Texturen oder gar dem Lesen ganzer Kulturen (vgl. Breidbach 2011)? Ist von Lesen hier nur noch in einem metaphorischen Sinne die Rede oder finden ähnliche Techniken und Strategien der Informationsverarbeitung und dann auch Sinnbildung statt?

Alle Artikel perspektivieren ihre je spezifischen Fragen und Gegenstände dabei interphilologisch, d. h. sie übergreifen die europäischen Philologien (auch die ost- und nordeuropäischen), was sich in manchen Artikeln eher bewerkstelligen ließ – und manchmal auch weniger ergiebig oder notwendig war – als bei anderen.

Aufbau

In seiner Zielsetzung und im Aufbau folgt das vorliegende Handbuch den Maximen, wie sie für die Reihe *Grundthemen der Literaturwissenschaft* insgesamt bestimmend sind. Das Handbuch bietet zunächst einen Überblick über Grundlagen und Praxen sowie Phänomene des Lesens selbst in ihrer geschichtlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Vielfalt (Jost Schneider); es stellt dann eine Reihe von aktuellen Forschungsbereichen vor, in denen einzelne Aspekte des Lesens aus literatur-, kultur-, medien- und sprachwissenschaftlicher Sicht reflektiert und analysiert werden. Innerhalb der vier großen Abschnitte wie auch der einzelnen Beiträge findet sich die das Handbuch insgesamt kennzeichnende Kombination von diachronem und systematischem Gliederungsprinzip bei einer gleichzeitigen Mischung aus überblicksartigen und exemplarischen Ansätzen wieder. Gleichsam vom ‚Gravitationszentrum‘ der Literaturwissenschaften ausgehend, werden dabei zahlreiche weitere für das Lesen relevante Disziplinen angeschlossen, wie sie der Abschnitt IV mit Beiträgen zu den „Interdisziplinären Implikationen“ des Lesens behandelt.

Der Abschnitt „Grundlagen“ nimmt zunächst einmal die medialen Erscheinungsformen bzw. medialen Parameter des Lesens in den Blick (Harun Maye) und damit einen Aspekt, der u. a. in den frühen Arbeiten des Medienwissenschaftlers Friedrich Kittler (1985; 1986) dadurch neu betont wurde, dass sie die Aufmerksamkeit darauf lenkten, dass der jeweilige medial-materielle Rahmen nicht nur

für das Schreiben von Texten eine relevante Bedingungsgröße ist, sondern auch für den komplexen Prozess des Lesens, einschließlich solcher Hilfsmittel des Lesens, wie sie Buchgestelle für unhandliche Folianten (vgl. Hanebutt-Benz 1985) oder auch ein einfach nur ergonomisch gestaltetes traditionelles Buch (vgl. Reuß 2014) darstellen. Musste Kittler zu Beginn der 1980er Jahre auf dieses ‚mediale Apriori‘ noch explizit aufmerksam machen, so ist die mediale Rahmung auch des Lesens inzwischen allgegenwärtig, nicht zuletzt im Hinblick auf das Zusammenspiel von Schriften und Bildern (vgl. Gross 1994), insbesondere in digitalen Hyper-texten jeglicher Art.

Gleich mehrere Beiträge zu den „Grundlagen“ des Lesens haben aus unterschiedlicher Perspektive und mit jeweils anderem Interesse spezifisch literaturwissenschaftliche Grundfragen bzw. -konstellationen des Lesens zum Gegenstand. Sie fragen nach literaturwissenschaftlichen Theorien des Lesens (Oliver Jahraus), nach dem Prozess der Sinnbildung, also der Relation von Lesen und Verstehen (Iris Bäcker), danach, inwieweit bereits das Lesen schon ein Interpretieren ist (Horst-Jürgen Gerigk), und nach dem Leser als Adressaten literarischer Texte (Dorothee Birke). Dem schließt sich ein zweiter Block von Beiträgen an, die nur teilweise oder auch gar nicht gelingende Formen des Lesens in den Blick nehmen, vom Fehllesen auf Seiten der Leser und der Unlesbarkeit auf Seiten der Texte (Simon Aeberhard) bis hin zur Frage, ob manche aktuellen methodischen Vorgehensweisen der Literaturwissenschaften – wie etwa die computergestützte Auswertung von großen Korpora – nicht eigentlich einer spezifischen Form des Nicht-Lesens das Wort reden (Eike Kronshage).

Das ‚Wie‘ des Lesens zeigt sich – auch hier wieder historisch wie systematisch – in verschiedenen „Praktiken des Lesens“, zu denen so hochgradig emotional aufgeladene Beschreibungen des Lesens wie Leseglück und Leselust (Thomas Anz) ebenso gehören wie die Ausdifferenzierungen in soziale Konstellationen des Lesens (Corinna Schlicht) und – durchaus verschiedene – Formen des individuellen (nicht unbedingt nur ‚stillen‘) Lesens (Matthias Bickenbach), die Re-Lektüre bzw. das Wiederlesen von vor allem literarischen, aber auch religiösen Texten (Alexandra Pontzen) und solche Sonderformen wie die parallele Lektüre mehrerer Texte (Jörg Wesche), das lesende Dechiffrieren geheimer Texturen (Bernhard J. Dotzler) bzw. solcher, die durch die Verwendung von Chiffrierung bzw. von in deren Nähe rückenden Darstellungsverfahren zur ‚Aufdeckung‘ geheimer Botschaften geradezu herausfordern. Man denke nur an die nicht kleine Community der gerade in dieser Hinsicht ‚affizierten‘ Leser der Texte Arno Schmidts. Mit magischen Lektüren (Jürgen Nelles) und dem Lesen von Text/Bild-Korrelaten (Silke Horstkotte) schließt der Abschnitt zu den Lektürepraktiken.

Eine Metaebene dazu nimmt der Abschnitt „(Selbst-)Beobachtungen des Lesens“ ein, der dabei ansetzt, dass Literatur, bildende Kunst, Film und Fernseh-

hen in vielfältiger Form ‚Bilder des Lesens‘ bieten, die es wiederum zu reflektieren gilt. Dies unternehmen Friedhelm Marx für lesende Romanfiguren und Peter Friedrich für Repräsentationen des Lesens in Film, Fernsehen und Literatur.

Abgeschlossen wird der Band mit einem Abschnitt zu den interdisziplinären Implikationen des Lesens. Anders als *Lesen – Ein Handbuch. Lesestoff, Leser und Leserverhalten, Lesewirkungen, Leseerziehung, Lesekultur* (1973), das literaturwissenschaftliche Fragen zum Lesen nur untergeordnet behandelt, und ebenfalls anders als *Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch* (2015), das die Bezugsperspektive von Abschnitt zu Abschnitt wechselt, wird das Lesen – auch hier stets ausgehend vom Ort der Literatur- und im Weiteren der Kulturwissenschaften – in der Sicht einer ganzen Reihe von Einzel- und Subdisziplinen gezeigt, und zwar derjenigen der Kognitionswissenschaften (Renate Brosch), der Textlinguistik (Beate Lingnau), der Psychoanalyse (Joachim Pfeiffer), der Digital Humanities (Martin Doll), der Social Reading-Forschung (Thomas Ernst) und der Mehrsprachigkeitsforschung (Till Dembeck). Hinzu kommen die didaktische Leseforschung (Ulrike Preußner), genderspezifische Aspekte des Lesenlernens und Lesens (Andrea Bertsch-Kaufmann und Natalie Planger), die kulturwissenschaftlichen Formen des Lesens (Städte lesen, Kulturen lesen) jenseits der durch Schrift und Buch tradierten Texturen (Julia Bertschik) und – zugleich als Zusammenfassung wie auch Öffnung – die Aufarbeitung von Metaphern des Lesens, die das Lesen in Analogie zu anderen Lebens- und Praxisbereichen stellen (Monika Schmitz-Emans).

Literatur

- Bachleitner, Norbert (2010). „Das Lesen digitaler Literatur: Revision einer Kulturtechnik“. *lesen. heute. Perspektiven*. Hrsg. von Eduard Beutner und Ulrike Tanzer. Innsbruck, Wien und Bozen: 185–201.
- Benjamin, Walter (1991 [1974]). „Das dialektische Bild“. *Gesammelte Schriften*. 7 Bde. Hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Bd. 1.3. Frankfurt/M.: 1238.
- Bennett, Alan (2008). *The Uncommon Reader*. London (dt.: ders. [2008]). *Die souveräne Leserin*. Deutsche Übersetzung von Ingo Herzke. Berlin.
- Bloom, Harold (1997 [1975]). *Eine Topographie des Fehllesens*. Frankfurt/M.
- Breidbach, Olaf (2011). „Lesen“. *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*. Hrsg. von Ralf Konersmann. Darmstadt: 199–211.
- Buffon, Georges-Louis Leclerc de (1872). *Discours sur le style, prononcé à l'Académie française par M. de Buffon le jour de sa réception (25 août 1753), avec une notice biographique, un examen critique et des notes explicatives, par Ad. Hatzfeld*. Paris.
- de Man, Paul (1979). *Allegories of Reading. Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust*. New Haven und London.
- de Man, Paul (1983 [1971]). *Blindness and Insight. Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism*. London.

- de Man, Paul (1984). *The Rhetoric of Romanticism*. New York.
- de Man, Paul (1986). *The Resistance to Theory*. Minneapolis.
- de Man, Paul (1988). *Allegorien des Lesens*. Aus dem Amerikanischen von Werner Hamacher und Peter Krumme. Mit einer Einleitung von Werner Hamacher. Frankfurt/M.
- de Man, Paul (1999 [1979]). „Shelley Disfigured“. *Deconstruction and Criticism*. Hrsg. von Harold Bloom, Paul de Man, Jacques Derrida, Geoffrey Hartmann und J. Hillis Miller. London und New York: 32–61.
- de Man, Paul (2012). *Allegorien des Lesens II. Die Rousseau-Aufsätze*. Hrsg. von Gerhard Poppenberg. Aus dem Amerikanischen von Sylvia Rexing-Lieberwirth. Berlin.
- Dichtung für die Ohren. Zur Poetik und Ästhetik des Tonalen* (2015). Hrsg. von Britta Herrmann. Berlin.
- From Eye to Mind* (1990). Hrsg. von Rudolf Groner, Géry d'Ydewalle und Ruth Parham. Amsterdam, New York, Oxford und Tokyo.
- Gadamer, Hans-Georg (⁴1975). *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen.
- Griep, Hans-Joachim (2005). *Geschichte des Lesens. Von den Anfängen bis Gutenberg*. Darmstadt.
- Gross, Sabine (1994). *Lese-Zeichen. Kognition, Medium und Materialität im Leseprozess*. Darmstadt.
- Haarmann, Harald (²1991). *Universalgeschichte der Schrift*. Frankfurt/M. und New York.
- Handbook of Reading Research* (2002). Hrsg. von P. David Pearson. Mahwah/NJ und London.
- Handbuch Lesen* (2006). Hrsg. von Bodo Franzmann, Klaus Hasemann, Dietrich Löffler und Erich Schön unter Mitarb. von Georg Jäger, Wolfgang R. Langenbacher und Ferdinand Melichar. Baltmannsweiler.
- Hanebutt-Benz, Eva-Maria (1985). *Die Kunst des Lesens. Lesemöbel und Leseverhalten vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Frankfurt/M.
- Hofmannsthal, Hugo von (1900). *Der Thor und der Tod*. Leipzig.
- Illich, Ivan (1991). *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos „Didascalicon“*. Aus dem Englischen übersetzt von Ylva Eriksson-Kuchenbuch. Frankfurt/M.
- Iser, Wolfgang (²1986 [1976]). *Der Akt des Lesens*. München.
- Kittler, Friedrich A. (1985). *Aufschreibesysteme 1800/1900*. München.
- Kittler, Friedrich A. (1986). *Grammophon, Film, Typewriter*. Berlin.
- Kremer, Detlef und Andreas B. Kilcher (⁴2015). *Romantik. Lehrbuch Germanistik*. Stuttgart.
- Lesen. Ein Handapparat* (2015). Hrsg. von Hans-Christian von Herrmann und Jeannie Moser. Frankfurt/M.
- Lesen – Ein Handbuch. Lesestoff, Leser und Leserverhalten, Lesewirkungen, Leseerziehung, Lesekultur* (1973). Hrsg. von Alfred Clemens Baumgärtner. Hamburg.
- Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch* (2015). Hrsg. von Ursula Rautenberg und Ute Schneider. Berlin und Boston.
- Lesen X.0. Rezeptionsprozesse in der digitalen Gegenwart* (2017). Hrsg. von Sebastian Böck, Julian Ingelmann, Kai Matuszkiewicz und Friederike Schruhl. Göttingen.
- Manguel, Alberto (2012 [1996]). *Eine Geschichte des Lesens*. Berlin.
- McCurry, Steve (2016). *LESEN. Eine Leidenschaft ohne Grenzen. Mit einem Vorwort von Paul Theroux*. München, London und New York.
- Moretti, Franco (2016). *Distant Reading*. Aus dem Englischen übersetzt von Christine Pries. Konstanz.

- Nietzsche, Friedrich (1980 [1886]). „Fröhliche Wissenschaft“. *Werke in sechs Bänden*. Hrsg. von Karl Schlechta. Bd. 3. München und Wien: 7–274.
- Reuß, Roland (2014). „Die perfekte Lesemaschine“. *Zur Ergonomie des Buches*. Göttingen.
- Said, Edward W. (1994 [1993]). *Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*. Übers. von Hans-Horst Henschen. Frankfurt/M.
- Schlink, Bernhard (1995). *Der Vorleser*. Zürich.
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm (1983). *Topica Universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*. Hamburg.
- Schneider, Jost (2004). *Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland*. Berlin und New York.
- Schulz, Christoph Benjamin (2015). *Poetiken des Blätterns*. Hildesheim.
- Stein, Peter (2006). *Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens*. Darmstadt.
- Weimar, Klaus (1999). „Lesen: zu sich selbst sprechen in fremdem Namen“. *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*. Hrsg. von Heinrich Bosse und Ursula Renner-Henke. Freiburg/Br.: 49–62.
- Willand, Marcus (2014). *Lesermodelle und Lesertheorien. Historische und systematische Perspektiven*. Berlin und Boston.

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub

universitäts
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.1515/9783110365252-001

URN: urn:nbn:de:hbz:465-20220505-144821-4

Honold, A. & Parr, R. (2018). Lesen – literatur-, kultur- und medienwissenschaftlich.
In: R. Parr & A. Honold (Ed.), *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen* (pp. 3-26). Berlin, Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110365252-001>
Die Verlagsveröffentlichung ist verfügbar unter www.degruyter.com.

Alle Rechte vorbehalten. © 2018 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston